



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bl.: Abseit der Heerstraße.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Abseit der Heerstraße.

Ein freundliches Städtchen im mittleren Deutschland. Mit der ansehnlichen Handelsstadt, von der diese Blätter neulich erzählten, kann es nicht von fern sich messen. Die Rührigkeit seiner wackern Bewohner hat noch den behaglichen Charakter früherer Tage; nirgends ein Hasten und Drängen, — geht man Mittags über den sonnigen Markt, hat jeder noch seinen eigenen Schatten. Eine Eisenbahn führt zwar vorüber, doch werden die Actionäre nicht gern daran erinnert, da der Verkehr ein bescheidenes Maß bisher nicht überschritt. Ganz im Grünen versteckt und von sanftwelligen Höhen umgeben, liegt das Städtchen fast heimlich da, wie unberührt vom Lärm der Außenwelt. Aber das Echo des Kriegs dringt doch hinein.

Man wollte es lange nicht glauben, daß man könnte in Mitleidenschaft gezogen werden. Uns deutschen Kleinstaatlern ist das staatliche Bewußtsein so gering entwickelt, daß wir eine ausgesprochene Vorliebe für die bequeme Zuschauerrolle empfinden. Nicht aus Mangel mannhafsten Sinns; aber man meint, zu machtlos zu sein, um irgendwie wirksam eingreifen zu können, und vergißt darüber, daß unsere eigenen Geschicke es sind, die entschieden werden, und daß es doch wenig ehrenvoll ist, während des unthätig seitwärts zu sitzen und höchstens am Bierisch kritisch die Streitfragen zu beleuchten. Sind wir übrigens über dies erste Stadium hinweg und haben einen Entschluß zu fassen vermocht, stehen wir unsern Mann so tapfer wie die Großen. Und diesmal wurde es auch den Schwankendsten leicht: der famose Mobilisierungsbeschuß des Bundestags ließ keinen Mittelweg offen; man mußte Partei ergreifen, und nun ergriff man sie. Wir waren plötzlich mitten im Kriege.

Er begann sehr friedlich. Die kleine Garnison war abgezogen und hatte uns in unserm freundlichen Thal mit der schönsten Junisonne allein gelassen. Ein paar Schienen der Eisenbahn waren aufgerissen worden, auch der Telegraph hatte seine Thätigkeit einstellen müssen, und nun lagen wir einsam wie eine Insel im Weltmeer. Ehe die altmodische Fahrpost aus ihrem Winkel hervorgeholt und zur gemächlichen Reise in Stand gesetzt war, vergingen doch immer ein paar Tage, — Tage ohne Zeitungen, während die Welt aus den Fugen ging. Mitten im Herzen Deutschlands sitzend, waren wir aus der Weltgeschichte heraus und verstanden allmählig den Schmerz des armen Schlemihl, keinen Schatten zu werfen.

Aber die Ereignisse wenigstens sollten ihre Schatten bald wieder bis zu uns hin werfen. Breite dunkle Schatten. Gerüchte tauchten auf von blutigen

Gefechten, gefochten von unseren eigenen Truppen. Sie schwirrten durch die erschreckte Stadt, sie wuchsen von Haus zu Haus. Immer unförmiger gestaltete sie die Sorge, der Mangel jeder zuverlässigen Kunde. Alle heitere Rede verstummte, und spät Abends standen dichte Schaaren vor dem Postgebäude, der Post entgegenharrend. Schwerfällig rollte sie heran, ein Reisender stieg aus; man bestürmt ihn mit Fragen, athemlos lauscht man. Es war so wenig, was er wußte, und das Wenige so traurig. Von den Offizieren der und jener gefallen oder verwundet, wer aber von der Mannschaft? Auf so viel Lippen schmerzliche Fragen nach Söhnen, Brüdern, Freunden. Und die nächste Antwort war nicht vor der nächsten Post, nicht vor vierundzwanzig Stunden zu erwarten; und die erbarmungslose Zeit schlich so träg dahin. Zum Glück erwiesen sich die Ereignisse selbst weit milder als die ersten Gerüchte; aber in der Sorge jener Tage kräftigte sich die Gesinnung, der Ernst des Krieges zog in die Gemüther, und die Barmherzigkeit wurde lebendig, zupfte Charpie und opferte ihr Scherflein.

Bald zeigte der Krieg uns ein ander Bild: feindliche Truppen durchzogen die Stadt. In früheren Jahrhunderten wären sie hereingestürmt, hätten gebrandschatzt und verheert; zu schaden, auch ohne eigenen Nutzen, wäre natürlich erschienen. Jetzt kamen sie in guter Ordnung, wurden freundlich aufgenommen und gehörig verpflegt, und als sie abmarschirten, um anderen Platz zu machen, war trotz der beträchtlichen Requisitionen fast schon ein anhängliches Verhältniß zwischen Wirthen und Gästen entstanden. So ist geziemend zwischen Deutschen, und das Unglück des Bruderkriegs ward einigermaßen dadurch gemildert. Hatte es einmal sein müssen, so mochte man auf dem Schlachtfeld sich gegenübersehen, das Elend der Parteiung aber nicht nutzlos erweitern. Wie schwer es auch halten wird, bei der lebenden Generation die Kluft dieser deutschen Kämpfe zu überbrücken. — der beste Mörtel dazu, die Achtung vor den Einzelnen und ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, ist noch unverloren.

Das ist ja unzweifelhaft: der Kampf auf den Schlachtfeldern vertilgt die Menschen grimmiger und massenhafter als früher. Ungeheure Massen werden gegenübergestellt, und unablässig sinnt der menschliche Geist, immer mörderischere Waffen, immer verheerendere Geschosse zu erfinden; ein einziger Schlachttag streckt heut mehr Opfer darnieder als ehemals ein ganzer Feldzug. Aber alles, was neben dem Kriege hergeht und mit ihm zusammenhängt, ist doch menschlicher geworden. Entwickelter ist die Heilkunst, fürsorglicher die Pflege, das thätige Mitleid fragt nicht, ob aus verbündetem oder gegnerischem Lager. Und überall bekundet sich gewissenhafte Achtung vor dem Eigenthum; man fordert meist nur das Nothwendige und nicht mehr. Die weise Schonung für Handel und Gewerbe sucht die Wunden zu heilen, die eben der Krieg schlug, ehe er noch eine Stunde Wegs weiter gezogen. Der Einzelne gilt mehr als sonst, und

das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aller ist stärker geworden; man weiß, daß an jedem Schlag die Treffenden und die Betroffenen mitzutragen haben. Die materiellen Interessen haben mehr oder minder auch eine ideale Verbrüderung angebahnt.

Aber viel böse Leidenschaft ist noch immer im Gefolge des Krieges, die ohne den Zielen zu schaden und die Parteien zu schwächen, abgelegt werden könnte. Wir denken zunächst der publicistischen Thätigkeit. In einem stillen Ort und abseits der großen Ereignisse liest man die spät ankommenden Zeitungen mit um so schärferer Aufmerksamkeit; und einiges, was uns dabei im Gedächtniß geblieben, mag noch immer ausgesprochen werden.

Wir sind unbefangen genug, daß wir den wiener Blättern ihren Preußenhaß nachzufühlen vermögen, und ihre Drohung, den preussischen Staat zerstückeln zu wollen, wunderte uns nicht. Schlimmer schon war es, einen historisch gewordenen staatlichen Organismus kurzweg als eine „Improvisation Friedrichs des Großen“ abzufertigen; und allzu vermessen klang der Satz: „Wenn Held Benedek sein gutes Schwert entblößt, so braucht Deutschland sein Gesicht nicht zu verhüllen; wenn er gesiegt hat, so ist auch der Tag der Erlösung für die gesammte deutsche Nation angebrochen.“ Dergleichen Ueberschwänglichkeiten und Rodomontaden vor dem Kriege sind gefährlich; doch wollen wir der wiener „Presse“ glauben, wenn sie jetzt sagt: ihre Aufgabe sei gewesen, „die Gemüther zu stacheln, die Muthigen mit Zuversicht zu erfüllen, die Zaghaften anzufeuern und auch mit keinem Tropfen unzeitiger Klugheit das Mißvergnügen oder die Zweifelsucht zu nähren.“

Wider den Anstand aber, wider die Klugheit und wider die Selbstachtung war es, wenn sie den Gegner mit bewußter Lüge besudelte. Man wußte, daß die Preußen in Sachsen und Böhmen nicht „wie Kannibalen hausen“, und doch schrieb man es; man wußte, daß die Sachsen nicht gepreßt und „von bismarckschen Reiterschwadronen mit dem Säbel zur Schlachtbank getrieben wurden“, und doch schrieb man es; man wußte, daß man respectable und ehrliebende Krieger sich gegenüber hatte, und doch nannte man sie „räuberische Hunde“. Was hat man nun gewonnen, daß man vor den „Affensprüngen“ der Preußen, die vor einem „österreichischen Schnurrbart“ davonliefen, selber hat davonlaufen müssen? wärs nicht ehrenvoller gewesen, man hätte sich einer ähnlichen Sprache beflissen, wie der preussische Kronprinz, der die österreichische Armee der preussischen ebenbürtig nannte; dann wäre man doch einer „ebenbürtigen Armee“ unterlegen. Ekelhafteres als der größte Theil dieser wiener Blätter war seit Anfang Juni nichts zu finden, und leider hat die süddeutsche Presse traurige Pendant's dazu geliefert. Wir wollen sie mit Stillschweigen übergehen und nur erwähnen, daß es selbst des kläglichsten deutschen Journalisten unwürdig ist, wenn er einen Kurfürst von Hessen plötzlich als „Wilhelm den Un-

bestechlichen“ und als „Pfand deutscher Fürstenehre“ feiert; wer derartig sich wegwirft, hat das Recht verloren, sich liberal zu nennen.

Die meisten wiener Blätter wetteiferten an Gemeinheit, sehr viel leistete darin die liberale „Presse“; und unter allem Empörenden, was sie schrieb, war unserm Gefühl das Empörendste, als sie sagte: die italienischen Freiwilligen würden für die tiroler Schützen „willkommene Gegenstände eines großen Festschießens“ bilden. Solcher bestialische Uebermuth ist zur rechten Stunde gezüchtigt worden. Und noch immer ist dieser hochfahrende Sinn nicht gebrochen. Der eine Tag des Kleinmuths, als die Armee zertrümmert dalag, ist vor der Glorie napoleonischer Hilfe in Vergessenheit gerathen. Aus dem Arsenal ihrer Bilder wappnete sich die „Presse“ täglich mit neuen Gleichnissen und ließ die Feinde jekt, da die „affenartige Beweglichkeit“ und die „insuforienartige Nüchrigkeit“ abgenutzt sind, mit der „Geschwindigkeit einer Epidemie“ sich ausbreiten. Noch rief sie in gehobener Stimmung: „Venetien ist abgetreten, Preußen wird niedergetreten“, und druckt wörtlich: nicht die Preußen, sondern „der Verrath“ habe gesiegt. „Es ist ein Flecken auf dem Wappenschilde der Germania, dieser preussische Verrath, und giebt es eine Nemesis, so muß Preußen vertilgt werden!“ Wobei aus dem Zusammenhang nicht ganz klar wird, ob der Verfasser mit dem Verrath — die Umgehung bei Eblum oder das Zündnadelgewehr meint, welches letztere als „perfides Geschöß“ ja auch von der „Ostdeutschen Post“ für den „ehrlichen“ Kampf verpönt wird. Es wird geraume Zeit hingehen müssen, ehe wir wieder vor österreichischer Publicistik Achtung gewinnen werden.

Nachlos wieder und zugleich thöricht war die Weise, in welcher die „Ostdeutsche Post“ die Angriffe der trautenauer Bürger auf preussische Soldaten als nachahmungswürdiges Beispiel für alle Civilisten des Kaiserstaates empfahl. Die Soldaten des Gegners mit heißem Del und Wasser verbrühen, durch Arsenik im Kaffee und Branntwein vergiften, das gilt einem großen österreichischen Blatt für eine wackere, männliche und höchst patriotische That. Und diese Auffassung war nicht nur der elende Einfall eines zuchtlosen Individuums, sogar der Erlaß eines k. Statthalters forderte das österreichische Volk zu Volksbewaffnung und Guerillakrieg auf. Und es bedurfte ernster Vorstellungen verständiger Abgeordneten bei der kaiserlichen Regierung, bevor der selbstmörderische Unfug des Erlasses durch eine neue Erklärung hinweginterpretirt wurde. Ein Land, wo dergleichen Aeußerungen heutzutage möglich sind in einer vielgelesenen Zeitung, in einem officiellen Erlaß, steht nicht ganz auf der Stufe der Cultur, welche bei einem modernen Staate vorausgesetzt werden muß; und ein Staat, in welchem so etwas möglich wird, ist schon deshalb als gemeinschädlich von den deutschen Grenzen auszuschließen.

Diese Sache ist sehr ernst; noch ist unsicher, ob der Krieg nicht fortgesetzt

werden muß. Das Schicksal Oestreichs darf uns dabei weniger kümmern, als das unserer süddeutschen Gegner. Denn wir lesen, daß auch in einzelnen Kreisen Bayerns von Volksbewaffnung und Schützenfreischaaren die Rede ist. Mögen unsere Landsleute deshalb das wohlmeinende Wort eines Bürgers aus dem Reiche freundlich anhören.

Seit Franzosen, Spanier und Tiroler am Ende des vorigen Jahrhunderts und im ersten Jahrzehnt des gegenwärtigen den regulären Heeren durch Volksbewaffnung große Verlegenheiten bereiteten, wurde der bewaffnete Kampf der Einwohner eines Landes gegen den eindringenden Feind längere Zeit in einem romantischen Lichte angesehen. Noch bei der preussischen Erhebung gegen Napoleon im Jahre 1813 projectirte man die Bildung eines Landsturms. Aber es blieb schon damals aus gutem Grunde bei den ersten Anfängen dieser Formation, obgleich auch ihr ein Charakter gegeben werden sollte, der sie dem regulären Heer und dessen Kriegsbrauch unterordnete. Denn man erkannte, daß der zu hoffende Nutzen nicht groß, die Gefahr solcher Maßregel unübersehbar sei.

Seitdem ist eine große Wandlung in der Methode, Krieg zu führen, eingetreten. Die Entwicklung des bürgerlichen Wohlstands, der Civilisation und Sittlichkeit hat sehr große Fortschritte gemacht. Der deutsche Krieg dieses Jahres ist bis jetzt mit einer Humanität geführt worden, welche neben dem vielen Schrecklichen, welches unvermeidlich durch ihn hervorgebracht wird, doch als ein Glück moderner Cultur erfreuen muß. Der verwundete Feind wird von den Preußen mit derselben liebevollen Sorgfalt behandelt, wie der Krieger des eigenen Staates, Aerzte und Krankenpfleger, alle Diener der Barmherzigkeit und des Mitgeföhls werden nach internationalem Abkommen als bevorzugte Neutrale betrachtet, die im besondern Schuz des Völkerrechts stehen, das Privateigenthum auch in Feindesland bleibt unversehrt, sogar den feindlichen Staatsinstituten, welche Kunst, Bildung und die Segnungen des Friedens verbreiten sollen, wird der Schuz des Kriegsfeindes zu Theil, Person und Eigenthum feindlicher Unterthanen ist sogar auf der Landstraße und dem Meere geschützt, Sicherheit des Lebens und Eigenthums, der civilen Ordnung, der Rechtspflege wird durch die Feinde — wenigstens wenn diese Preußen sind — in feindlichen Städten gesichert; der einquartierte Soldat hat an seinen Quartiergeber bestimmte Forderungen zu stellen, was er darüber begehrt, muß er von den Bürgern des feindlichen Landes kaufen und vielleicht theurer bezahlen wie ein Andern. Das alles ist ein großer Fortschritt, für Millionen ein unermessliches Glück. Es beschränkt die Zerstörungen des Krieges auf das möglichst geringe Maß, es giebt dem Volke die Möglichkeit, eine solche Krisis seines Lebens zu überwinden, ohne daß es entfittlicht und zerschlagen wird, ohne daß es verwildert und verdirbt.

Diese Humanität der modernen Kriegsführung beruht auf einem stillschweigenden Contract zwischen der civilen Bevölkerung des Landes und dem feindlichen Heere. Dem Bürger wird nichts zugemuthet, was gegen den Treueid ist, der ihn an seinen Staat und seinen Landesherrn bindet, seine Familie, sein Haus, seine Habe, ja sein Behagen und sein Vortheil werden auch vom Feinde nach Möglichkeit geachtet und behütet; dagegen aber übernimmt er die Verpflichtung, ohne Widerstand an Geld und Verpflegung der Truppen zu leisten, was ihm aufgelegt wird, und sich während der Occupation jeder Handlung zu enthalten, welche dem Occupanten Kriegeschaden bereitet. Auch der Bürger und sein Privatleben sind dadurch aus der Schutzlosigkeit früherer Kriegszeit herausgehoben worden und genießen mit den durch den Kriegszustand gebotenen Beschränkungen thatsächlich das Recht der Neutralen. Wer jetzt wagt, den Bürger zu gewaltsamem Widerstand gegen ein feindliches Heer aufzuhegen, der nimmt ihm diesen kostbaren Schutz, er verflucht ihn zu einem schutzlosen Opfer des Krieges, er schleudert in Städte und Dörfer die Brandfackel, verkündet Zerstörung der Habe, des Erwerbs, der Geschäfte, aller Errungenschaften unserer Civilisation, und er predigt diese ungeheure Zerstörung wahrscheinlich ohne militärischen Nutzen für seinen Staat, zuverlässig zum sittlichen und materiellen Ruin seiner Völker.

Die Humanität moderner Kriegsführung ist nicht völkerrechtlich paragraphirt, sie ist eine Folge der edleren Anschauungen über Sitte und Recht und den Werth des menschlichen Daseins. Wer diese höheren gebildeten Anschauungen nicht besitzt, dem kann nicht gesagt werden, daß er ein Unrecht thut, wenn er aus dem Hinterhalte auf feindliche Soldaten schießt, oder ihnen Arsenik in die Speisen mischt; er vertilgt im Haß die Feinde seines Landes durch Mittel, welche wir barbarische nennen, und er wird folgerichtig durch ebenso barbarische Mittel vertilgt und wie ein wildes Thier getödtet. Dergleichen Kriegsführung durch Insurgentenbanden haben wir noch vor wenigen Jahren ohne Bewunderung in unserer Nähe erlebt: Aufhängen friedlicher Bürger, Gelderpressungen, Raubanfalle gegen Nachbarn. Diese Kriegsführung bietet aber nur die Möglichkeit eines politischen Erfolges in einem Lande von geringer Cultur und verhältnißmäßig dünner Bevölkerung, sie vermag in solchen Gebieten ein feindliches Heer allerdings aufzuhalten; aber sie hat bis jetzt nirgend, weder in Spanien, noch in Tirol, noch in Polen, einen Sieg der Sache, welcher sie dienen will, durchgesetzt, denn auch in Spanien war es das kleine reguläre Heer Wellingtons, welches nach schmachlichen Niederlagen der Insurgentenhausen die Sache Spaniens vor dem völligen Untergange bewahrte, in Tirol wie in Polen haben die bewaffneten Bauernhausen nur Elend über ihr Land gebracht; und doch war in beiden Ländern aus entgegengesetzten Gründen das Terrain einem Volkskriege vorzugsweise günstig.

In einem geordneten Staat aber, der ein reich entwickeltes Städteleben, gesteigerte Industrie und große Theilung der Volksarbeit umfaßt, ist ein solcher Volkskrieg unmöglich, und wenn er möglich wäre, so verderblich für das Volk selbst, daß dergleichen Krieg zu empfehlen ein Unsinne wird. Wenn die Bürger von Prag, Brünn und Wien aufgefordert werden, die Gewehre, welche in ihrer Kammer hängen, auf die einrückenden Preußen abzufeuern und Barrikaden zu bauen, so werden diese Städte von den feindlichen Kanonen in Trümmerhaufen verwandelt; und wenn die Journalisten und kaiserliche Erlasse in Wien das Landvolk zu solchem undisciplinirten Kriege aufrufen, dann wird der Feind selbstverständlich nicht die aufständischen Bauern auf ihre Gebirgshöhen verfolgen, sondern er wird den Städten und Landschaften der Ebene entgelten lassen, was ihre Landleute auf ihren Rath gegen civilisirte Kriegführung gethan haben. Böhmen und Mähren sind in der Gewalt der preussischen Heere, diese haben ein umfangreiches Unterpfand in Händen, wer kann sie tadeln, wenn sie dort die Strafe vollziehen für die wüsten Aufträge, die von Wien aus in das Land gerufen worden sind? Für jeden Schuß, der aus einem Bauernrohr gegen die Preußen knallt, kann das Schloß eines böhmischen Edelmanns niedergebrannt werden, für jeden Verwundeten, den fanatisirter Pöbel bei Königgrätz ermordet, kann den Städten Brünn und Prag eine Blutsteuer auferlegt, für jeden Proviantwagen, den bewaffnete Volkshaufen anhalten, der Schornstein einer Fabrik eingeschossen, eine Bibliothek abgeführt, ein Museum geleert werden, für jeden Geistlichen, welcher bewaffnete Banden führen sollte, kann der Hals seines Bischofs und die Schätze seiner Kirche bezahlen. Kurz, die Repressalien, welche in cultivirtem und dicht bevölkertem Lande der Feind gebrauchen kann, sind so zahlreich und überwiegen in so furchtbarer Weise den etwaigen Nutzen einer Insurrection, daß es im höchsten Interesse der gesammten österreichischen Völkerfamilie liegt, dagegen laut zu protestiren.

Aber diese Zumuthung an die Völker des Kaiserstaats ist nicht nur schädlich für Oestreich, sie macht den Eindruck vollendeter Albernheit, wenn man sie mit den andern Phrasen vergleicht, welche in diesen Wochen durch die wiener Blätter liefen. Denn diese Aufforderung ist nichts als eine hohle, elende Phrase, sie wird eingegeben durch verstörtes Selbstgefühl und gedemüthigte Großmannsucht, welche sich jetzt ohne Wahl an jeden Strohhalme klammern möchte. Für diese wiener Lebensäußerungen haben wir Deutsche weder Gefühl, noch Mitleid, nur Verachtung. Wir haben immer die Meinung gehabt, daß die Herren der Donau nicht zu uns gehören, und uns wundert nicht, daß sie sich jetzt so benehmen, wie wir von ihnen erwartet haben.

Aber unsere Nachbarn in Oberbayern mögen wohl beherzigen, was sie thun, wenn sie sich jetzt bereit erklären, mit Foppe und Stutzen für eine verlorene Sache einzutreten. Ihre eigene Regierung war anfänglich klüger als sie, sie

hat unter Anerkennung der guten Gesinnung ihre Dienste zuerst abgewehrt, später verfiel sie dem Schwindel. Es würde für Bayern ein großes Unglück sein, wenn die Bürger von Nürnberg und Regensburg die Freischaarenhaufen aus Oberbayern entgelten müßten.

Wohl ist die Theilnahme des Volkes am Kriege seines Staates eine große Sache, aber sie wird bei moderner Kriegführung und großen Heeresmassen nur dadurch möglich, daß der Bürger regulärer Soldat wird, und daß das reguläre Heer die ganze Kraft der männlichen Bevölkerung umfaßt; ein solches Heer ist das preussische, und in dieser Organisation liegt das Geheimniß seiner Stärke und die Größe seiner Erfolge.

Der österreichischen Presse aber wird nicht gelingen, aus dem gegenwärtigen Auslandsstaumel zur Besinnung zurückzukehren. Noch vor kurzem brannte die „Presse“ darauf, mit Hilfe Napoleons Preußen „Gleiches mit Gleichem“ vergelten zu können; sie war schamlos genug auszusprechen: „Wenn Frankreich zu den Waffen greift, wird es zahlreiche Parteien in Deutschland geben, die selbst die schwersten momentanen Calamitäten der Ausbreitung preussischer Zucht über ganz Deutschland vorziehen.“ Und das ehrvergessenste deutsche Blatt, die „Neue Frankfurter Zeitung“ gab solcher verbrecherischen Auffassung nur zu sehr Recht, und selbst in der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ fanden ähnliche Gedanken, wenn auch in verschämterer Form, Ausdruck. Aber nicht ganz Süddeutschland ist in so wüster Verblendung befangen; von den preußenfreundlicheren Blättern abgesehen, verdammt ein großer Theil seiner Presse bereits rückhaltlos die landesverrätherischen Plane der wiener Hofburg und die Schwäche der eigenen Staaten.

Darf man so der Hoffnung sich hingeben, daß die Verblendung ehrlicher Gegner allmählig richtigerer Erkenntniß weichen wird, so hegen wir diesen Wunsch am dringendsten in Betreff des langjährigen Postulats unserer Partei: der militärischen Suprematie Preußens. In den Wirren dieser Tage predigen die Steine, daß die kleinen Armeen für sich allein ohnmächtig sind. Kostbare Zeit haben die Gegner verloren, ehe sie sich über die militärische Leitung einigen konnten, und bei aller Eifersucht haben sie endlich doch das achte Bundesarmee-corps unter die Bayern und beide zusammen formell unter Benedek stellen müssen; und trotzdem ist bei so loser Verbindung nichts Ersprießliches zu Tage gekommen. Für Zeiten der Gefahr ist die Kriegsherrlichkeit der Einzelnen eben ein Unding. Wahrlich wir denken nicht gering von unsern Landsleuten; jeder Deutsche ist tapfer und steht seinen Mann; die Hannoveraner haben es gezeigt und die Bayern, und wie tüchtig auch die Häuflein der Kleinstaaten kämpfen, davon hat die Bravour der Koburg-Gothaner ein glänzendes Zeugniß abgelegt. Kein Spottwort von „Reichsarmee“ würde laut zu werden wagen, wenn alle Truppen, wie die letztgenannten, einem festgefügtten Organismus angehörten. „Eine ge-
deihliche Entwicklung des Ganzen ist nur möglich, wenn die einzelnen Glieder

lebenskräftig sind“, hat jüngst erst König Karl von Württemberg gesagt; daß die einzelnen Glieder einer württembergischen, einer nassauischen und anderer Sonderarmeen nicht lebenskräftig sind, haben die Ereignisse bewiesen; zeige man nun den Muth ehrlichen Zugeständnisses. Wenn so viel Kraft, die jetzt brach liegt und sich zersplittert, erhalten, gesammelt und einheitlich verwandt wird, wollen wir das Blut segnen, das im Sommer dieses Jahres unsere deutsche Erde neigt. Es wird dann nicht vergebens vergossen sein.

Wir, abseits der großen Heerstraße, harren bang jeder Kunde, die in unser stilles Thal hereindringt. Unsere Herzen sind außen bei den Fahnen Preußens. An jedem sonnigen Tag denken wir der tapferen Krieger und sorgen, daß die Gluth sie erschöpfe; an jedem regnerischen zittern wir, daß tödtliches Fieber ihnen nahe. Sie kämpfen für Deutschlands Zukunft. Wir jubeln über die herrlichen Siege, und das Auge leuchtet, wo Einer dem Andern neue Botschaft meldet. Wir sind deshalb nicht voll Uebermuths; auch auf ernste Kunde halten wir uns gefaßt und sehen ohne Zagen selbst unter Friedenshoffnungen Wechselfällen des Glücks entgegen. Aber unerschütterlich steht unsre Zuversicht, daß kein anderer Friede kommen wird, aus der Waffenruhe und ihren Verhandlungen, als ein solcher, der Deutschland wahrhaft Frieden bringt; und daß dann glücklichere Tage anbrechen werden, wo ein gemeinsames Gefühl uns alle bewegt, — Tage, nach denen wir seit Kind auf sehnsüchtig ausgeschaut, ohne zu hoffen, daß wir selbst sie erleben würden, Tage, wo aus Hannover und München wie aus Dresden und Kassel, aus Berlin wie aus unserm friedlichen Städtchen, unsere Männer zum Parlament und unsere Söhne zum Heer des einigen Deutschlands ziehen. Bl.

Die erste Juliwoche in wiener Spiegelbildern.

In den officiellen wiener Kreisen, insbesondere in der Umgebung der früheren Staatskanzlei gilt die Bezeichnung: kleindeutscher Geschichtsbaumeister als der größte Schimpf. Kleindeutsche Geschichtsbaumeister, das sind Leute, die nach officieller Ansicht von Natur bereits gründlich verdorben sind und sich überdies ihre Verdorbenheit noch bezahlen lassen. Hätte Dante heutzutage gelebt, er würde gewiß statt des Brutus und Cassius Sybel und Häusser in Luzifers Rachen geschildert haben. Nach der sittlichen Entrüstung zu schließen, welche in Wien über die Klein-